

Inhalt

Das Wunder Giesecking	11
Repertoire	21
Karrierestart	29
USA	33
The Giesecking Case	41
Proteste	53
Zweite Karriere	58
Sein Spiel, seine Aufnahmen	61
Zwei Musikkritiker	73
Einige Klavierkonzerte	77
Ein Foto	83
Einige Italiener	91
Gieseckingiana	97
Walter Giesecking – Kurzbiographie	107
Literaturhinweise	115
Abbildungsnachweise	116
Namenregister	117



Letztes Konzert: München, Herkulesaal, 11. Oktober 1956

*Die Musik des tauben Beethoven
wird mir existenziell verständlicher,
besonders gehört für mich dahin
der große Variationssatz aus Opus 111,
den wir mal zusammen von Giesecking hörten.*

(Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis Tegel
an Eberhard Bethge)



Das Wunder Giesecking

„Walter Giesecking, für mich neben Wilhelm Backhaus und Wilhelm Kempff der Gigant unter den deutschen Pianisten“ – so liest sich das „Ranking“ des Dirigenten Wolfgang Sawallisch, das wenig Widerspruch finden wird. Zum leicht erweiterten Kern einer deutschen Pianistenschule des 20. Jahrhunderts werden noch der Schweizer Edwin Fischer gezählt, der Baltendeutsche Eduard Erdmann, der Chilene Claudio Arrau, der Österreicher Artur Schnabel, der allerdings – wiewohl sich seine legendären Beethoven-Aufnahmen in Hitlers Schallplattensammlung fanden – den Rassereinheits-Ansprüchen der neuen Herrenmenschen nicht genügte; und der Böhme Rudolf Serkin, der ebenfalls fliehen musste und so deutsch war, dass er den Amerikanern mit Max Regers Klavierkonzert eine Freude machen zu können glaubte.

Die Frage, worin denn Lebenslauf, Begabung, Ausbildung, Stil und Repertoire Gieseckings sich von den Vergleichskandidaten unterscheidet, lässt sich kurz beantworten: in allem! Schon das trilinguale, naturkindhafte, unstete, unregelmäßige, schullose Aufwachsen in gesegneten Gegenden Frankreichs und Italiens – zwischen Menton und Villefranche-sur-mer, Neapel und Nizza – als unehelich-staatenloser Sohn eines Arztes, der als Schmetterlingsforscher und -händler sein Auskommen fand, hat keinerlei Ähnlichkeiten mit anderen Pianistenbiographien und scheint als Basis für eine geordnete Künstlerexistenz denkbar ungeeignet. Schulische Unterweisungen erteilten die freidenkerischen, nonkonformistischen Eltern, den Anstoß zum Klavierspielen bekam der Sohn als Vierjähriger: es soll kurzfristig einen Privatlehrer gegeben haben, aber im wesentlichen war Giesecking in jeder Hinsicht Autodidakt. („Als Fünfjähriger entdeckte ich, dass ich lesen und schreiben konnte.“) Und wenn man

in seinen bruchstückhaften Erinnerungen *So wurde ich Pianist* die mehr beiläufig erzählte Anekdote zur Kenntnis nimmt, wie er als Kind zwei eher desinteressierten Französinen Schumanns C-Dur-Fantasie vorspielte, wird man darauf programmiert, lauter Wunderdinge zu erfahren: ein Siebenjähriger und Schumanns ekstatischer Liebesschrei nach Clara, vor dessen technischen Anforderungen sich auch abgebrühte Pianisten heute noch bekreuzigen! Wie soll das gehen? Und für den Zwölf- oder Vierzehnjährigen galt bereits: „Ich kannte und spielte damals das meiste von Bach, wohl den ganzen Beethoven, Schumann und Chopin, einigen Schubert, auch Mendelssohn...“

Jede Betrachtung des Pianisten Giesecking muss wohl von der singulären, unbegreiflich „natürlichen“ Leichtigkeit ausgehen, mit der schon dem Kind die komplexen Abläufe des Erfassens und Wiedergebens klassisch-romantischer Klaviermusik zuflogen und deren wissenschaftlich erklärbarer Anteil in die Zuständigkeit eines Neurologen wie Oliver Sacks gehört hätte. Gieseckings Biographie ist gesäumt von Berichten über die unglaubliche Geschwindigkeit, mit der er neue Stücke lernte und abspeicherte – eine Fähigkeit, die mit den Begriffen fotografisches oder eidetisches Gedächtnis umschrieben wird und ihren Besitzern, die häufig „Sonderbegabungen“ oder Autisten oder Savants sind, nicht durchweg Vorteile bringt. In Wissenschaft und Belletristik trifft man gelegentlich auf die erstaunlichsten Gedächtnisbesitzer, die ihre zerebralen Spezialleistungen mit gravierenden Defiziten, gar verkürztem Leben bezahlen müssen. Häufig wird auf den russischen Reporter Schereschewski hingewiesen, der zwar später als professioneller Gedächtniskünstler arbeitete, in einer synästhetischen Informationsflut aber förmlich zu ertrinken drohte, zunehmend verwirrt und depressiv wurde. Jorge Luis Borges erzählt in seiner Novelle *Das unerbittliche Gedächtnis* von einem uruguayischen Indianerjungen, der infolge eines Reitunfalls zwar gelähmt, aber plötzlich mit einem absoluten Gedächtnis begabt ist. Er stirbt mit 19 an der Last der Erinnerungen. Früh ster-

ben muss auch der musikalisch-mathematische Wunderknabe Guido, den Aldous Huxley als *Jung-Archimedes* porträtierte. Gut dokumentiert ist der Niedergang des ungarisch-amerikanischen Pianisten Ervin Nyíregyházi, dessen eidetische Höchstleistungen mit exzessivem, selbstzerstörerischen Lebenswandel einhergingen.

Giesecking dagegen erscheint, abseits seiner Spezialbegabung, als Bürger und Familienmensch von auffallender Normalität und Ausgeglichenheit; auf den zahlreichen privaten Fotos (darunter einige mit James Dean und Ursula Andress!) lächelt, lacht und kommuniziert er – ein freundlich-fröhlicher, jovialer Hüne mit riesigen Händen, denen man einen sensiblen Umgang mit den 88 Klaviertasten (und Schmetterlingen) nicht zutraut. Nicht geheuer wurde es Beobachtern meist dann, wenn sie direkte Zeugen seiner Gedächtnis-Abnormität wurden; und es wurde ihnen besonders unheimlich, wenn sie Musiker waren und sich damit veranlasst sahen, ihre Möglichkeiten mit denen Gieseckings zu vergleichen, ihre Auftrittsängste mit seiner unbekümmerten Selbstgewissheit. Hubert Giesen etwa, der berühmte Sänger-Begleiter – der kurz nach dem Krieg gelegentlich davon profitierte, dass man ihn wegen der partiellen Namensgleichheit mit Giesecking verwechselte –, verbrachte einige Tage gemeinsam mit ihm in einem New Yorker Hotel nahe der Carnegie Hall, wo beide Auftritte hatten. Wobei Giesen, der natürlich jeden Tag stundenlang übte, feststellte, dass Giesecking seinen Baldwin-Flügel so gut wie nicht anrührte. Am Konzertabend klopfte Giesecking, bereits im Frack, beim Kollegen an: „Komm, gehen wir essen. Ich habe noch zwei Stunden Zeit.“ „Du hast Dich doch noch gar nicht eingespielt“, sagte ich. Er zuckte die Achseln, ging mit mir essen, unterhielt sich mit mir über alles mögliche, warf schließlich einen Blick auf die Uhr und bestellte ein Taxi. Dann fuhr er in die Konzerthalle, setzte sich an den Flügel und spielte sein Programm mit sämtlichen Zugaben hinreißend. Er hatte das Gedächtnis eines Computers und ein geradezu unerschöpfliches Repertoire, auf das er jederzeit zurückgreifen konnte.“